

Die Meinhof-Biographie von Jutta Ditfurth

von

Peter Bierl

Ein Roman braucht einen Helden. Spannend ist eine von Selbstzweifeln zerrissene Figur, die säuft und raucht, Beziehungsprobleme hat und sich auch mal wie ein Schwein aufführt wie Du und Ich. Die Figuren von Karl May, John Wayne oder Pippi Langstrumpf funktionieren anders. Gut und Böse sind klar geschieden, die Welt ist in Ordnung. Und wer wäre nicht gerne groß und stark und würde den Stinkstiefeln dieser Welt zeigen, wo der Hammer hängt?

Für die Darstellung historischer Vorgänge und Personen empfiehlt sich eine gewisse Distanz und es ist kein Fehler, Motive, Äußerungen und Handlungen der Protagonisten kritisch zu analysieren. Genau daran ist Jutta Ditfurth in ihrer neuen Meinhof-Biographie gescheitert, auch wenn diese spannend zu lesen ist, abgesehen von jenem Kitsch, den Uli Krug in seiner Rezension in der *Jungle World* kritisiert hat. Ditfurth hat eine Heldin porträtiert, wie in ihren Romanen, in denen sich eine adelige deutsche Landpomeranze ziemlich unvermittelt mit Pariser Kommunarden solidarisiert und eine radfahrende, nichtrauchende Feministin eine Verschwörung esoterischer Organhändler aufdeckt.

Informativ sind in der Meinhof-Biografie die Kapitel über deren Kindheit. Ditfurth hat die Nazi-Karriere des Vaters und der Pflegemutter Renate Riemeck recherchiert und den Mythos von den christlichen Widerstandskämpfern zerpfückt. Riemeck brachte es zur Jungmädelführerin der HJ, wurde 1941 Parteigenossin und war in der Arbeitsgemeinschaft Nationalsozialistischer Studentinnen. Im Biographien-Projekt der Anthroposophen fehlt wie üblich jeder Hinweis auf ihre Nazi-Betätigung. „Das goldene HJ-Abzeichen war ein Schutz vor Belästigung durch die NSDAP“, heißt es irreführend in der

Internet-Dokumentation über Riemeck, die seit 1938 der Anthroposophischen Gesellschaft angehörte. Amüsant ist, die Lobhudeleien von Alice Schwarzer über Riemeck noch einmal zu lesen: Schwarzer hatte sie als „Frühstarterin“ und „Ausnahmefrau“ gefeiert, weil sie die erste deutsche Professorin gewesen sei. In einem Interview verzichtete Schwarzer sogar darauf, Riemeck zu fragen, wie diese Karriere begann, bei welchem deutschen Professor sie 1943 promovierte. Riemecks Doktorvater war der Historiker Erich Maschke, Mitglied von NSDAP und SA, Berater des Amts Rosenberg und Referent der parteiamtlichen Prüfungskommission in der NSDAP-Reichsleitung. Riemecks Universitätskarriere begann am Historischen Institut in Jena, als rechte Hand des Institutsdirektors Johann von Leers, fanatischer Antisemit und SS-Obersturmbannführer, schreibt Ditfurth.

So gelungen die Darstellung einer Nazifamilie insgesamt ist, so schludrig arbeitet Ditfurth im Detail. Meinhofs Vater und seine Brüder seien frühe Nazis gewesen und der „reaktionären“ Deutschnationalen Volkspartei (DNVP) beigetreten. Waren die Meinhofs nun frühe NSDAP-Mitglieder und gleichzeitig in der DNVP? Oder reicht die DNVP-Mitgliedschaft für die Klassifikation „frühe Nazis“? Das wäre berechtigt, weil die DNVP so antisemitisch, rassistisch und revanchistisch war, dass die Wertung als reaktionär geschmeichelt ist. Nach Angaben Ditfurths trat der Vater Walter Meinhof 1930 Rosenbergs „Kampfbund für deutsche Kultur“ und am 1. Mai 1933 der NSDAP bei und sein ältester Bruder Heinrich hatte die NSDAP-Mitgliedsnummer 2.279.009, was auch nicht auf einen frühen Parteibeitritt hinweist.

Empfehlenswert sind auch die letzten Kapitel über Meinhofs Haft. Deutlich wird, wie schnell Grundrechte hierzulande außer Kraft gesetzt werden können, wie dünn die rechtsstaatliche Firnis ist. Dass Krug in seiner Rezension die Haftbedingungen als bloß zu hart wegen Meinhofs angeblich labilem Seelenzustand relativiert, ist ein ziemlicher Hammer, aber manche Antideutschen waren ja auch in der Folterdebatte im Kontext von Guantanamo und islamistischem Faschismus schon bereit, Menschenrechte zu relativieren, wenn es bloß die Richtigen trifft. Um letztere auszumachen, veranstaltete die Obrigkeit einst Gottesurteile, bis diese samt der Folter dank einer bürgerlichen Aufklärung abgeschafft wurden, deren bescheidene Früchte es gegen eine Demontage von welcher Seite auch immer zu verteidigen gilt.

Richtig ist auch Ditfurths Anliegen, Meinhof und die übrigen RAF-Mitglieder nicht als Psychopathen darzustellen, sondern ihre Entwicklung aus den Kämpfen gegen

Notstandsgesetze, Vietnamkrieg, Springer-Presse, Mob und Polizeiübergriffe zu erklären. Bloß folgt Ditfurth einem schlichten Schema, unten gegen oben, die gute APO gegen das fiese Establishment.

So reflektiert Ditfurth nicht, warum Pflegemutter Riemeck, die sie als Nazikarrieristin und später Kollaborateurin des Bundeskriminalamtes darstellt, führend in der Anti-Atomwaffen-Bewegung werden konnte und mit der illegalen KPD sympathisierte. Vielleicht lag es am Wiedervereinigungs-Kurs der KPD und der linken Propaganda gegen eine Adenauer-Regierung, die Deutschland angeblich an den Westen verkaufte? Ditfurth lobt die „Ohne-Mich-Bewegung“ gegen die Remilitarisierung, die man ja als objektiv richtig bewerten kann. Zu fragen wäre aber, warum eine Bevölkerung erst den totalen Krieg unterstützte und kein Jahrzehnt später angeblich keine Waffen mehr anrühren mochte. Den Ausschüssen für Volksbefragung gegen die Wiederbewaffnung hätten auch „ehemalige Offiziere“ angehört, merkt Ditfurth an. Sie meint Offiziere der Nazi-Wehrmacht.

Meinhof selbst habe später von der NS-Betätigung ihrer Verwandten nichts gewusst. „Wie hätte sie etwas über die Machenschaften ihrer Familie im NS-Faschismus in Erfahrung bringen sollen?“, schreibt Ditfurth. Riemeck sei „ihre einzig verfügbare Informationsquelle“ gewesen. Wieso das? Dass Meinhof nie etwas mitgekriegt haben soll, wäre ungewöhnlich, weil Krieg und NS-Zeit in allen Familien Gesprächsthema waren, wie verdruckst und krude auch immer. Warum hat Meinhof nicht andere gefragt oder selber recherchiert, wo sie angeblich schon als Kind so intelligent, sensibel und aufmüpfig gewesen sein soll, und - im Oktober 1934 geboren - eigene Erinnerungen gehabt haben muss. Etwa dass die große Schwester Wienke als schönstes Weihnachtsgeschenk 1943 eine BDM-Jacke bekam, aber die Mutter ihr nicht erlaubte Jungmädelführerin zu werden.

Stattdessen wählt Ditfurth eine Verdrängungsfloskel, wenn sie schreibt, Meinhof habe von der Vergangenheit etwa ihres Onkels Heinrich „keine Ahnung“ gehabt. Und bietet Doku-Soap: „Ulrike stapfte traurig über den Kramermarkt“ über die 14-Jährige oder: „Als die Sonne aufging, löschte Ulrike Meinhof das Licht“ über die Studienzeit in Marburg. Die Relevanz solcher Beschreibungen erschließt sich nicht, es klingt aber wahnsinnig authentisch. Quellen gibt Ditfurth auch nicht an – ein Tagebuch oder eine versteckte Kamera kämen in Frage - wie sie überhaupt in diesem Buch mit Fußnoten geizt, während ihre Sachbücher sonst damit gespickt waren.

Darum lassen sich die werbewirksamen Verheißungen des Ullstein-Verlages, Ditfurth habe bisher unbekannte Quellen aufgetan, nur schwer nachvollziehen. Für die Story, dass Meinhof half, Geld für

Sprengstoff zu beschaffen, mit dem 1967 ein Kriegsschiff im Hamburger Hafen gesprengt wurde, das der portugiesischen Diktatur geliefert werden sollte, bietet Ditfurth zwei Fußnoten, in denen jeweils die *Bild-Zeitung* als Quelle angegeben wird. Nervig sind Ditfurths Selbstdarstellungen in der Presse, vor ihr wäre nur Schrott über Meinhof geschrieben worden, sie habe Schulden machen müssen, um das Buch zu schreiben. Sechs Jahre lang habe sie mühevoll alles von Grund auf recherchieren müssen und niemand habe diese Arbeit leisten wollen. Sie habe Forscherin werden müssen, um Autorin zu sein, klagte Ditfurth der *Jungen Welt*. Wer ein anspruchsvolles Werk schreiben will, muss sich mit dem Gegenstand seiner Wahl from the bottom up beschäftigen und ad fontes gehen, wie wir Lateiner sagen. Der Leser muss das als selbstverständlich voraussetzen können. Nimmt man Ditfurths Lamenti ernst, fragt man sich, worauf ihre früheren Werke basieren. Nach John Irving schreiben Journalisten am liebsten von Journalisten ab. Dabei hat Ditfurth für das Kommune-Buch, wie immer man es bewerten mag, durchaus lange und akribisch recherchiert.

Meinhof stellt sie als kluge, fleißige und konsequente Revolutionärin dar, die sich um ihre Zwillingstöchter sorgt und ihren Weg geht und dabei behindert wird von miesen Typen wie Riemeck und ihrem Ehemann Klaus Rainer Röhl, der dauernd fremdgeht. Wenn Ditfurth Meinhof gegen den Vorwurf, eine Rabenmutter gewesen zu sein, verteidigen will, ist das ehrenwert, jedoch problematisiert sie nicht, was eine Dreifachbelastung durch Gelderwerb, Politik und Familie ergeben muss: Meinhof als die emsige Journalistin und Politikerin, die Ditfurth präsentiert, hat Prioritäten gesetzt, wenn sie ihre Kinder teilweise wochenlang bei anderen Menschen unterbrachte oder von WG-Genossen erwartete, dass die sich um die Zwillinge kümmern. Auch die Avantgarde-Arroganz gegenüber kinderlosen Genossen, die sich in solchen Ansprüchen zeigt, wird nicht thematisiert.

Das große Manko dieses Buches ist, dass Ditfurth sich nicht mit Positionen der Linken und Meinhofs auseinandersetzt, abgesehen von einzelnen Sätzen, etwa wenn sie das RAF-Papier „Die Rote Armee aufbauen“ kritisiert, weil eine Gesellschaftsanalyse gefehlt habe. Den Anschlag der PLO auf die israelische Olympiamannschaft 1972 hat Meinhof begrüßt und Ditfurth bemerkt dazu, das sei nach fünf Monaten Einzelhaft geschehen, als wäre das eine Entschuldigung. Auch ohne jede weitere Information hätte Meinhof fragen können, welches Ziel es rechtfertigen könnte, den Tod von unschuldigen Zivilisten einzukalkulieren. Ditfurth erteilt gleich zu Anfang eine Generalabsolution, in dem sie aus Brechts Gedicht „An die Nachgeborenen“ zitiert: „Die wir den Boden bereiten wollten für Freundlichkeit/Konnten selber nicht freundlich sein.“ Als wären die Geiselnahme und das Massaker an den israelischen Sportlern bloß ein unfreundlicher Akt gewesen.

Ein Beitrag Meinhofs über die alliierte Bombardierung Dresdens ist für Ditfurth überhaupt kein Thema, obwohl der Text paradigmatisch für die Nähe deutscher Linker und jener Nazis ist, die NS-Verbrechen mit tatsächlichen oder angeblichen Verfehlungen der Alliierten verrechnen wollen. Meinhof zitiert David Irving, setzt den Massenmord in Auschwitz mit der Bombardierung Dresdens gleich, behauptet, die Deutschen hätten von der Shoa nichts gewusst und gelangt zu dem Ergebnis, einen gerechten Krieg könne es nicht geben: „In Dresden ist der Anti-Hitler-Krieg zu dem entartet, was man zu bekämpfen vorgab und wohl auch bekämpft hatte: Zu Barbarei und Unmenschlichkeit, für die es keine Rechtfertigung gibt.“ Dresden sei der Beweis, dass die „Völker“, also unterschiedslos die Deutschen ebenso wie Amerikaner, Engländer und Sowjets, „von den kriegführenden Regierungen selbst missbraucht werden“.

Die historisch einzigartigen Verbrechen von Nazi-Deutschland wären kein Grund für einen gerechten Befreiungskrieg gewesen, den Amerikaner, Briten, Sowjets und hunderttausende von Menschen aus anderen Nationen führten? Dass Meinhof trotz solcher Ansichten für manche eine Ikone war und von Ditfurth als solche präsentiert wird, zeigt den jämmerlichen Zustand der Neuen und Neuesten deutschen Linken. Auch der sekundäre Antisemitismus, der in solchen Sätzen steckt, ist Ditfurth keine Zeile wert. Sie fragt auch nicht, ob Meinhofs falsche Ansicht, die Deutschen hätten nichts von der Shoa gewusst, mit ihrer Ahnungslosigkeit bezüglich der eigenen braunen Verwandtschaft zusammenhängen könnte. Der Meinhof-Text über Dresden von 1965 belegt einmal mehr, dass das spätere faschistische Coming out von „Neuen Linken“ wie Horst Mahler, Bernd Rabehl und Röhl nicht vorraussetzungslos war.

Dennoch hat Meinhof eine differenzierte Auseinandersetzung verdient. Der Literaturkritiker Marcel Reich-Ranicki berichtet, sie sei die erste gewesen, die sich für seine Leidenszeit im Warschauer Ghetto interessierte. Nach dem Interview habe sie Tränen in den Augen gehabt. Meinhof machte als eine der ersten das Schicksal von Sonderschülern und Heimkindern in ihren Reportagen publik. Ihre Kritik an der SPD wie an Zuständen im „real existierenden Sozialismus“ dokumentieren die widerspruchsvolle Suche nach einer neuen radikalen linken Politik unter den Bedingungen des Kalten Krieges. Beispielhaft für diese Widersprüchlichkeit ist auch Meinhofs Artikel „Drei Freunde Israels“, geschrieben nach dem Sechs-Tage-Krieg von 1967, in dem Meinhof das Existenzrecht Israels als Staat der Überlebenden des Holocaust verteidigt, aber mit Recht auch kritisch dessen Funktion für den US-Imperialismus benennt. Als selbstverständlich fordert sie die Solidarität der Linken sowohl mit Israel als auch mit dessen Feind, dem arabischen Nationalismus, ein, ohne dessen faschistischen Charakter zu sehen. Pointiert karikiert sie die neue Begeisterung der deutschen Rechten über einen israelischen Blitzkrieg. Ihre Schlußfolgerung, der neue deutsche Faschismus habe aus alten Fehlern gelernt, „nur mit den Juden führt Antikommunismus

zum Sieg“, klingt schön sarkastisch, aber nicht als hätte Meinhof begriffen, dass für den deutschen Faschismus, den Nationalsozialismus, der eliminatorische Antisemitismus wesentlich ist.

„Die“ Meinhof-Biographie, wie es im Untertitel der Ditfurth-Schrift in aller Bescheidenheit heißt, muss erst noch geschrieben werden. Bezeichnend für die mangelnde politische Auseinandersetzung ist schon, dass das bescheidene Literaturverzeichnis kein Werk zum Thema Israel und die Linke enthält. Im Text teilt Ditfurth lapidar mit, in Teilen der neuen Linken hätten sich antisemitische Ressentiments verbreitet, als handelte es sich um einen Grippevirus. Interessant wäre zu lesen, wie Meinhof reagierte, als ein PLO-Mann den deutschen Genossen im Trainingscamp in Jordanien erklärte: „Hitler gut“. Einen Funktionär der Fatah, der als Dolmetscher fungierte, stellt Ditfurth als Sohn eines „Helden des Aufstandes von 1936 bis 1939 gegen die britische Fremdherrschaft in Palästina und gegen die Zionisten“ vor. Sie schreibt nichts über die antisemitische Orientierung des Aufstands, nichts über die Kollaboration des Anführers, des berühmten Mufti von Jerusalem, mit den Nazis. Solche Leerstellen kontrastieren mit der akribischen Aufarbeitung der Nazivergangenheit der Meinhof-Familie.

Insofern geht es um mehr als ein Heldenepos. Zum Massaker von 9/11 schrieb Ditfurth, „Ich gedenke heute auch der Toten in Chile von 1973“, was nach Aufrechnung der Opfer klingt. Einen Beitrag zum Irak-Krieg 2003 leitete sie mit dem Verweis auf Israel als einziger Atomwaffenmacht des Nahen Ostens ein. Ditfurth zählt zwar immer auch den Antisemitismus auf - als Übel, das es zu bekämpfen gilt. Sie klingt dabei aber wie ein Politiker, der Problembewußtsein mimt und nicht wie jemand, der einen Begriff von Antisemitismus hätte, der heute in der Linken als Antiamerikanismus, Antiimperialismus und Israelfeindlichkeit auftritt, und in dieser Form von einer undogmatischen APO mitgeprägt wurde, in deren Tradition sie sich selbst sieht. Besserung scheint nicht zu erwarten. Ditfurths nächstes Werk heißt: „Rudi und Ulrike. Geschichte einer Freundschaft“.

Jutta Ditfurth, Ulrike Meinhof. Die Biographie, Ullstein-Verlag, 2007, 479 Seiten, 22,90 Euro

(Eine Kurzfassung dieses Beitrages erschien in der Zeitschrift Konkret, Januar 2008)